

Halbindisch im DIRNDL

Auffällig sein – die Psychiaterin Manoshi Christina Pakrasi weiß, wie das ist. Sie baut Brücken zu den Welten psychisch Kranker und engagiert sich auch für die Betreuung kranker Flüchtlinge

Sie kennt das selbst: Ungewöhnlich sein, eine Sonderstellung einnehmen. So wie ihre Patienten, die sich nicht einordnen können in den normalen gesellschaftlichen Alltag. „Als halbindisches Kind mit bayerischem Dirndl in einem niedersächsischen Dorf ... Ich habe so viele Außenstereotypen in mir vereint, da lag die Wahl der Psychiatrie nahe“, konstatiert Manoshi Pakrasi lachend, und natürlich möchte ich unbedingt wissen, wie denn ein halbindisches Kind in ein bayerisches Dirndl und damit in ein niedersächsisches Dorf kommt.

VON SABINE STAMER

Ihr Vater, erzählt sie mir, sei Indier, habe in München promoviert und dort ihre Mutter, eine bayerische Medizinstudentin, kennengelernt. Sie heirateten, gingen zusammen nach Indien. Als Manoshi 1969 geboren wurde, beschlossen sie, nach Deutschland zurückzukehren, um ihrer Tochter alle Perspektiven offenzuhalten, was in Indien für ein Mädchen nicht möglich gewesen wäre. Arbeit als Metallluge fand der Vater bei VW in Wolfsburg, und so landete die indisch-bayerische Familie im niedersächsischen Weddel.

Nicht normal sein – das hat sie also selbst erfahren. Aber versteht sie deswegen, was in einem psychisch kranken Menschen vorgeht? „Natürlich kann ich das nicht eins zu eins verstehen. Aber das verlangt der ja auch nicht von mir“, antwortet Manoshi Pakrasi, Leitende Oberärztin der Psychiatrie in Rissen. Angehörige wollen oft wissen, wie sie reagieren sollen, wenn jemand Stimmen hört und wirr erzählt von Dingen, die mit der Realität nicht in Einklang zu bringen sind. Sollen sie alles richtigstellen oder behaupten, sie hörten die Stimmen ebenfalls?

Es sei nicht notwendig, so zu tun, als könne man alles verstehen, meint die Psychiaterin. „Es geht darum, Brücken zu bauen und sich auf Augenhöhe zu begegnen.“ Man könne durchaus rückmelden, dass man etwas gerade nicht begreife. Man dürfe auch mal lachen, wenn jemand etwas Skurriles erzähle. „Es tut mir leid“, erklärt sie dann ihrem Patienten, „die Situation enthält so viel

Komik, da kann ich gar nicht anders. Das versteht der Betroffene selten falsch. Im Gegenteil, das kann sehr verbindend sein.“

Viele Menschen denken, es sei deprimierend, mit psychisch Kranken zu tun zu haben. „Nein, überhaupt nicht“, widerspricht sie mir. „Einmal sind sie ja nicht nur depressiv und negativ, sondern oft in bunten Welten unterwegs. Und dann trage ich vielleicht dazu bei, dass es ihnen besser geht.“ Deprimierend findet sie manchmal höchstens die Lebensumstände, die zur psychischen Erkrankung führen können: von körperlicher Gewalt gegen Kinder bis hin zur emotionalen Verwahrlosung.

Eins ihrer Telefone klingelt. Sie entschuldigt sich. „Ich habe Hintergrunddienst.“ Das heißt, erklärt sie mir später, sie steht den diensthabenden Ärzten für Rücksprachen zur Verfügung. Auch nachts. Das kann dazu führen, dass sie sieben-, achtmal aus dem Schlaf geklingelt wird und morgens trotzdem pünktlich um acht Uhr zum Dienst erscheint. Klar, manchmal bringe der Job Stress, aber: „Ich würde diese Tätigkeit immer wieder machen. Ich finde, es ist genau das Richtige für mich.“

Ihren ersten Kontakt zu psychisch Kranken hatte sie schon als Zehnjährige. Hin und wieder kreuzte ein Patient aus dem psychiatrischen Krankenhaus in Königslutter ihren Schulweg. „Da habe ich Menschen erlebt, die irgendwie seltsam waren.“ Einer – kahl rasiert, mit Wollmütze, sein Fahrrad schiebend – sprach sie häufiger an. „Wahrscheinlich war ich eine der wenigen, die mit ihm gerechnet und sich nicht sofort weggedreht haben.“

Auch im Bekanntenkreis hat sie Psychosen miterlebt. „Das fand ich beeindruckend, aber nicht furchterregend. Ich habe mir allerdings Sorgen gemacht und mich gefragt, warum man ihnen nicht besser helfen konnte.“

Dass sie später Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie werden würde, ahnte Manoshi damals nicht. Aber schon seit sie fünf Jahre alt war, stand für sie fest, dass sie Medizinerin werden wollte. „Als Kind war ich im Krankenhaus, meine Mutter war dabei,

und es gab die besten Semmeln zum Frühstück.“ Das Krankenhaus ist von da an ein Ort, der ihr gefällt.

Später dann gehört der Fotoband über Tropenkrankheiten, den sie im Regal der Eltern neben Titeln von Sartre, Fromm und de Beauvoir findet, zu ihren Lieblingsbüchern. „Du kannst dir das gerne anschauen“, meint die Mutter, „aber bitte nur zu Hause.“ Die Nachbarkinder sollten nicht durch die Fotos erschreckt werden. Das Interesse bleibt und Manoshi studiert Medizin in Aachen.

Als sie Psychiatrie zum Wahlfach im Praktischen Jahr machen will, warnen ihre Freundinnen: „Mach das nicht, du ziehst dir sowieso jeden Schuh an und bleibst bei jedem stehen, der Kummer hat. Das hältst du nicht aus.“ Vier Monate später warten dieselben Freundinnen mit dem umgekehrten Rat auf: „Bleib dabei, du warst noch nie so ausgeglichen wie in dieser Zeit.“

Als Assistenzärztin geht sie in die Uniklinik in Heidelberg, kommt 1998 ans UKE in Hamburg. Sechs Jahre später baut sie im Albertinen-Krankenhaus eine neue psychiatrische Abteilung auf. 2005 wechselt sie zum Westklinikum in Rissen.

Zwischendurch nimmt sie ein Sabbatical, begleitet ihren Mann, der als Psychologe in der Unternehmensberatung tätig ist, nach Paris. Es bleibt eine Liebe zu Frankreich und ein Haus mit Garten in der Nähe von Bordeaux. Dort haben die beiden vergangenes Jahr ihren ersten Traubensaft produziert – in den Flitterwochen. Auch der leuchtend orangefarbene Kalifornische Goldmohn gedeiht dort prächtig. Sehr resistent



Manoshi Pakrasi

BERTOLD FABRICIUS

überlebt er in Steinritz bei großer Hitze und Trockenheit. Alle Hochzeitsgäste erhielten ein Tüchchen mit Goldmohnsamen. Ein Symbol.

Seit elf Jahren leitet Manoshi Pakrasi nun die geschlossene und die offene Station in Rissen. Verantwortlich ist sie nicht nur für die Patienten, sondern auch für viel Organisatorisches, und anderem den Neubau. „Was ich nicht wusste, ist, dass man als Oberärztin auch permanent an Baubesprechungen teilnimmt und den Handwerkern sagen

muss, dass ein Lichtschalter vergessen wurde oder der Wasserhahn zu kurz ist. Das stand in keiner Stellenbeschreibung.“

Genau wenig ahnte sie vorher, dass plötzlich so viele Flüchtlinge zu versorgen wären. Ab Spätsommer 2014 bemerkte das Krankenhaus, dass besonders nachts und am Wochenende die Zahl der Patienten, die Suizidversuche unternommen hatten, anstieg. Sie kamen aus der großen Flüchtlingsunterkunft an der Schnackenburgallee. Da hätten Manoshi Pakrasi und Kollegen

gedacht: „Wir können doch nicht warten, bis die Leute so sehr in die Krise geraten, dass sie stationär aufgenommen werden müssen. Wir sollten vor Ort anfangen!“ Sie richteten regelmäßig psychiatrische Sprechstunden in der Schnackenburgallee ein, damals ein bundesweit einmaliges Projekt.

Ein Jahr lang war Manoshi Pakrasi einmal wöchentlich vor Ort. Heute hat das eine andere Kollegin im Zwei-Wochen-Rhythmus übernommen. „Junge Männer, die teilweise traumatische Erfahrungen gemacht haben und viel lieber zu Hause bei ihrer Familie wären, als sich allein durchzuschlagen – wenn die nichts zu tun bekommen, dann ist das keine gute Situation“, warnt sie.

Ob in Nizza oder in Würzburg, was denkt sie, waren die Attentäter Terroristen – oder psychisch Kranke? „Ich glaube“, antwortet sie nachdenklich, „dass jemand, der sich für eine politische Gruppe aus dem Leben sprengt, sehr wohl eine psychische Störung hat, die ihm überhaupt erst erlaubt, eine natürliche Hürde zu überspringen.“ Das müsse nicht unbedingt eine Krankheit entsprechend des internationalen Diagnoseschlüssels sein, fügt sie noch hinzu.

Durch diese Ereignisse und die Berichterstattung darüber hätten viele Menschen gleich „einen Psychopathen mit Hackebeil“ vor Augen, wenn es um psychisch Kranke geht, stellt sie bedauernd fest. „Aber das sind nur wenige. Die meisten leiden unter Überforderung und geraten dabei in einen Ausnahmezustand. Oder sie haben eine chronische psychische Erkrankung wie andere ihre Bluthochdruck oder Diabetes.“

Und wie wird sie selbst den vielen Anforderungen gerecht? „Einen guten Ausgleich im Privatleben braucht man schon.“ Den findet sie manchmal beim Segeln, häufig beim Kochen und beim Gärtnern. Da kann sie abschalten. In den Topf kommt, was in ihrem Eimsbütteler Kleingarten wächst: Mohrrüben, Radieschen, Mangold ... Anfang August hat sie etwas ganz Besonderes aus der Erde geholt: eine Kartoffel in Herzform. Ja, wirklich. Und das fällt pünktlich zum ersten Hochzeitstag.



Sabine Stamer, Autorin und Journalistin (www.sabinestamer.de), porträtiert regelmäßig sonnabends Hamburger Frauen